Zeitschrift: Schweizerische Kirchen-Zeitung
Herausgeber: Deutschschweizerische Ordinarienkonferenz
Band: 10 (1841)
Heft: 35

Heft

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 21.08.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Luzern, Samstag den 28. August
No. 35. 1841.

Schweizerische Kirchenzeitung,

herausgegeben von einem
katholischen Vereine.

Druck und Verlag von Gebrüdern Räber in Luzern.

Welcher Mensch weiß sich in allen Verhältnissen so umsichtig zu benehmen, daß er gar nie in Trug und Täuschung verfällt? Wer aber auf dich, o Herr, vertraut, fällt nicht leicht, und wenn er auch in Bedrängniß kommt, wird er doch bald daraus befreit werden. Thomas von Kempis (N. Chr. 3, 2.)

Kurzer Bericht der zweiten Reise und des Einganges in China des Missionärs Franz Xaver Maresca, geschrieben an seine geliebten Mitbrüder der heiligen Familie Jesu Christi und des chinesischen Collegiums in Neapel.

(Aus dem Italienischen ins Deutsche übersetzt, und eingesandt von dem hochw. Herrn Andreas Eichholzer.)

Die barmherzige Hand des Allerhöchsten befreite und errettete mich auf meiner ersten Reise bis Macao auf Euere Fürbitte, meine lieben Brüder, von manchen Gefahren. Dieselbe wohlthätige Hand leitete und beglückte auch meine zweite, viel schwierigere Reise auf eine beinahe unglaubliche Art. Ich will sie euch daher mit einem doppelten Zwecke so gut als möglich beschreiben: erstens, damit Ihr Euere inbrünstigen Gebete als ein Lob- und Dankopfer dem lieben Gott darbringet, daß er sich gewürdiget hat, seine Gnaden über ein so elendes, schwaches und der ewigen Verwerfung würdiges Geschöpf auszugießen; und zweitens, damit Euere erhabenen und edeln Gemüther dadurch angefeuert und entflammt werden, und wenigstens einige von Euch mir nachfolgen und in diesem Weinberge des Herrn zu Hülfe kommen. Rogate Dominum messis, ut mittat Vos operarios in hanc messem suam.

Sonntag den 13. Oktober 1839 ließ ich mir nach chinesischer Art mit einem Scheermesser den Kopf scheeren, aber ein Büschel Haare stehen und andere lange Haare daran befestigen, die mir in einer Flechte vom Nacken bis über die Lenden herabhiengen. Damit der natürlichen Farbe der Chinesen auch die meinige gleiche, färbte man mir Gesicht und Hände mit Safran. Hierauf zog ich chinesische Sommerkleider an. So zum Chinesen umgeformt verließ ich bei dunkler Nacht mit meinem Mitbruder Augustin Ton und mit Paulus Tschien, einem für solches Geschäft sehr berühmten Läufer oder Eilboten, das Haus unsers Procurators, des hochwürdigen Herren Joset. Paulus gieng voraus, ich einige Schritte hinter ihm, und mein Mitbruder Augustin hinter mir, einer so weit von dem andern, daß wir einander sehen konnten. Nachdem wir so etwa eine Viertelstunde auf menschenleeren Wegen gegangen, kamen wir ans Meer an einen Ort, Zie-Tschee-Wan genannt, weil die Chinesen dort Brennholz ausschiffen. Dort, wo das Ufer nieder und am einsamsten war, fanden wir unsere kleine Barke, die uns bis zum Eingang in die Provinz Kuan-Tong führen sollte. Sie war, um uns zu verbergen, hinter einer großen Barke angebunden. Da die Stunde unserer Abfahrt gekommen war, stiegen wir zuerst auf die große Barke und dann mit leisem Tritte einer nach dem andern in die kleinere über. Der Schiffspatron, von den Chinesen Lao-Pan, und die Seeleute, Schiwi-Schiou genannt, warteten dort auf uns. Gleich nach unserer Ankunft zog ich nach dem Brauche der Chinesen die Schuhe aus und legte mich auf den Wink des Läufers auf dem Hintertheil der Barke in der kleinen Bretterkajüte nieder. Mein Mitbruder that dasselbe und wir stellten uns beide, als

wollten wir schlafen. Der Schiffspatron, der in Allem gut einverstanden und um eine gute, von Paulus ihm versprochene Belohnung gewonnen war, zündete indessen seine Pfeife an und schaute rings umher. Bald darauf, da es, ohne Mondschein, finstere Nacht war, ruderte man uns leise vom Ufer weg, und dann an drei zum Visitiren der Passagiere in geringer Entfernung vom Lande und von einander vor Anker liegenden chinesischen Kriegsschiffen vorbei, von denen uns aber durch die Fügung der göttlichen Vorsehung keines anhielt. Nachdem wir diese erste Gefahr bestanden hatten, spannte man das Segel und wir fuhren mit günstigem Winde eine beträchtliche Strecke weit, bis wir nach Mitternacht aus Furcht, irgend einer Barke von Seeräubern zu begegnen und in ihre Hände zu fallen, an einem Orte voll langen Grases ankerten, der ziemlich geeignet war, uns zu verbergen, und Pei-Schian-Schia-Kou heißt. Hier fiengen wir auf der besagten Lagerstätte beide an zu schlafen; ein Pack meines Mitbruders diente mir zum Kopfkissen. Nach einem kurzen aber süßen Schlafe segelten wir beide in der Morgendämmerung wieder fort. Bald erblickten wir in der Ferne eine Barke, die wir für eine Räuberbarke hielten. Man ruderte kräftig auf derselben, um uns einzuholen, eilte uns aber vergebens entgegen, denn unsere Barke fuhr immer schneller als die ihrige, so daß wir sie endlich aus dem Gesichte verloren.

Am Montag fuhren wir gegen Mittag dem Ufer entlang und ziemlich nahe an einem Miao, das heißt, an einem Götzentempel vorbei, wo ich zu meinem Leide sah, wie die armen Seeleute unserer Barke sich bemühten, sich den Götzen günstig zu machen, indem einer von ihnen einige Stücklein Holz anzündete, sie fast zur Hälfte in rothes Papier einwickelte und dem ungestalteten Thiere mit tausend Kou-Thou, d. h. Verbeugungen, zum Opfer darbrachte. O erbärmlicher Götzendienst!

Etwas weiter, an einem Orte, Mou-Thou-Poo-Thee genannt, erblickten wir in der Ferne ein großes chinesisches Kriegsschiff, das jene Gewässer bewachen mußte, die viele Seeräuber unsicher machten. Während wir mit günstigem Winde und Rudern schnell einherschifften, rief uns eine Wache jenes Schiffes herbei. Hier, liebe Mitbrüder, war ich der größten Gefahr ausgesetzt, der mich jedoch Gott auf eine ganz ungewöhnliche Art entzog. Wir näherten uns, wie man uns befohlen, dem Kriegsschiffe und wurden sogleich streng visitirt. Ich blieb indessen in dem Bretterkajütchen, dem geeignetsten Orte liegen, wie es mir mein Mitbruder Augustin empfohlen hatte, und stellte mich, als sei ich krank (ich konnte übrigens auch nicht sagen, daß ich ganz gesund war, denn ich litt an allen Gliedern, weil ich seit dem Einschiffen immer in jener ziemlich unbequemen Lage geblieben war) und hielt auch die Augen geschlossen.

Dies war aber unnütz, denn nachdem der Visitator den kleinern untern Raum der Barke genau durchsucht hatte, kam er auch in unsern Schlupfwinkel. Ich mußte daher auf den Befehl unsers Läufers aufstehen, indem er mir sagte: „Ki lai“, d. h. stehet auf. Der Visitator, der vielleicht von Canton und gewöhnt war Europäer zu sehen, betrachtete mich mehrere Male aufmerksam, wandte sich darauf zu meinem Mitbruder Augustin und sagte ihm mit drohender Stimme: „Tha-Sche-Fan-quei“, d. h. dies ist ein abscheulicher Fremder; denn das Wort Fan-quei ist ein Schimpfname.*) Mein Mitbruder wurde bei diesen Worten betroffen uud fieng an, mich mit verschiedenen Ausflüchten zu entschuldigen, indem er sagte: gewiß sei ich nicht aus jener Provinz (Kuan-Tong), sondern aus einer viel weitern, ich habe mich mit ihm sehr wichtiger Geschäfte wegen nach Macao begeben; er solle sich gut in Acht nehmen, was er sage, weil er sonst dafür büßen würde. Der Visitator war aber seiner Sache gewiß und fürchtete nichts, sondern stieß noch ärgere Schimpfworte gegen uns aus. In Eile stieg er wieder auf das Kriegsschiff und rief unsern Läufer Paulus Tschien vor das Gericht des Mandarinen, Commandanten des Schiffes, Kuon-Fu genannt. Paulus antwortete muthig auf dessen Fragen und sagte: ich sei aus einer entfernten Provinz und von einer ausgezeichneten Person, sehr wichtiger Geschäfte wegen mit meinem Gefährten nach Macao gesandt worden, wohin wir uns zusammen begeben haben, wie es auch die Summe Geldes zeige, die wir bei uns haben; er soll uns daher unverzüglich unsere unterbrochene Reise fortsetzen lassen, weil die Geschäfte dieses abgesandten Großmandarinen keinen Aufschub erlauben. Allein mit diesen Gründen konnte er den Mandarinen nicht überzeugen. Auch mein Mitbruder wurde daher zum Verhör gerufen, der nach der ihm von dem braven Paulus gleich nach unserer Abreise gegebenen genauen Anweisung ungefähr auf die gleiche Art antwortete. Ich legte mich indeß in unserm Schlupfwinkel wie früher nieder und stellte mich, als sei ich schwer krank und verrichtete ein kurzes Gebet, mehr mit dem Herzen als mit dem Munde, worauf ich eine ungewöhnliche Beruhigung fühlte, als sähe ich die nahe Gefahr der Gefangenschaft nicht ein. Der Richter konnte aber auf keine Art beredet werden, weil der Visitator immer auf seiner Behauptung bestand, diese haben einen Fremden bei sich. Auch ich wurde daher vor Gericht gerufen, stand sehr langsam auf, stellte mich, als könnte ich vor Schwäche kaum stehen, und erschien, von den

*) Nach der Anmerkung eines Zöglings des chinesischen Collegiums in Neapel bedeutet „Fan“ Fremder und „quei“ Teufel, denn die Chinesen haben aus Verachtung das Wort „quo“, welches Reich bedeutet, in quei verändert, und nennen so den Mann eines fremden Reiches fremden Teufel.

Schiffern unserer kleinen Barke gehalten, vor dem Mandarinen. Ich hatte an Gesicht und Händen, die man mir den Abend vorher mit Safran gemalt hatte, gelbe, jener mit einer Hautkrankheit behafteten Person ähnliche Flecken, schlug die Augen nieder und senkte das Haupt auf die Brust, was nicht wenig zur Meinung beitrug, ich sei wirklich krank. Der Mandarin betrachtete mich aufmerksam und sagte, wie von Mitleiden gerührt, zu mir: „Ni ieu pin", d. h. bist du krank? Ich antwortete ihm schnell: „ieu", d. h. ja ich bin krank; worauf er mir sogleich befahl, wieder auf meine Barke hinunterzusteigen. Ich that es mit Hülfe der Schiffer und legte mich wieder an dem vorigen Orte nieder. Der Visitator, unser Widersacher, bestand aber beim Mandarinen fest darauf, daß ich ohne Zweifel ein Fan-quei sei, weil ich aus Unkenntniß der chinesischen Sprache nicht redete. Auf diesen letzten Beweisgrund unsers Gegners stieg der Mandarin in unsere Barke, betrachtete mich wieder in den Schlupfwinkel dahingestreckt und fragte darauf meinen Mitbruder: „Wer ist denn dieser Mann?" Er gab ihm eine der frühern gleiche Antwort, worauf der Mandarin ein zorniges Gesicht machte und in diese Worte ausbrach: „Dieser Mann ist nicht von unserm himmlischen Reiche." Auf jene Worte des Mandarinen zog Gott, der mich unversehrt vor diesem Gewitter bewahren wollte, einen dichten Schleier vor die Augen meines Richters. Er wandte sich zu meinem Mitbruder und sagte ihm: „Wenn dieser Mann von einer andern Provinz ist, wie du sagst, so versteht er sicher die Mandarinensprache." Mein Mitbruder antwortete ihm: „Er kennt sie ein wenig." Dieser fragte mich sogleich: „Ni hao pu ha", d. h. bist du gesund oder krank? Ich antwortete schnell auf seine Frage: „Pu hao, pu hao", d. h. ich bin krank, krank bin ich. Diese wenigen Worte genügten dem Mandarinen, ihn in der Ueberzeugung zu befestigen, als habe er meine Sprache lange geprüft, um deutlich zu erkennen, ob ich ein Fremder sei oder nicht. Er ließ uns frei fortfahren. Dies ermuthigte meinen Mitbruder Augustin so sehr, daß er ihn bat, unserm Schiffspatrone zu befehlen, uns sogleich nach Sia-Ma-Hu zu führen, wohin wir mit ihm den Accord gemacht hatten. Und der gute Mandarin rief von seinem Schiffe unserm Lao-Pan, d. h. Schiffspatron, im Cantondialekte zu, alle Sorge für uns zu tragen und uns ohne Zögerung an den erwünschten Ort zu führen. Wir segelten daher sogleich ab und entkamen der Gefahr. Ihr möget selbst beurtheilen, liebe Brüder, welche Gefühle wir in unserm Herzen empfunden haben, da wir uns durch den ganz besondern Beistand Gottes aus den Händen unserer Feinde befreit sahen. Ich sage Euch nur, daß wir von ganzem Herzen Gott dankten, einander voll Verwunderung ansahen und sagten: o welch eine große Gefahr haben wir überstanden!

Wir durchschifften indessen die noch übrige beträchtliche Strecke des Meeres bis Sia-Ma-Kou, wo wir in einen großen Fluß, Kan-Tschiu-Ho genannt, einliefen. Um Mitternacht kamen wir an dem bestimmten Orte an, wo uns der andere Mitbruder, Herr Valentin Tschen, auf einer andern Barke erwartete. Da diese größer als die unserige war, so stiegen auch wir sogleich auf dieselbe, um auf jenem Flusse durch die ganze Provinz Kuan-Tong zu fahren. Wir machten jedoch diese Fahrt nicht immer auf derselben Barke, sondern wechselten sie noch zweimal. Den Rest jener Nacht brachten wir und unser Mitbruder Valentin erst mit wechselseitigen Glückwünschen wegen des Wiedersehens, dann bei einem einfachen Nachtessen und endlich in einem Schlafe von wenigen Stunden zu. Den folgenden Morgen reisten wir erst am hellen Tag wieder ab, und setzten dann in Gesellschaft meiner beiden Gefährten, der Priester Tschen und Ton und auch meines muthigen Läufers Paulus die Reise mit mehr Bequemlichkeit und fröhlicherm Gemüthe bis Schiou-Kuang fort, wo die Schiffe mit größerer Strenge visitirt werden. Es würde zu weitläufig sein, wenn ich euch umständlich alle Gefahren erzählen wollte, denen wir durch die Barmherzigkeit Gottes entgangen sind. Ich sage euch blos, daß während 11 Tagen, die wir auf der Fahrt von Sia-Ma-Kou bis nach Schiou-Kuang zubrachten, bald unser Lao-Pan, von meinem Läufer durch eine große Belohnung gewonnen, zwei große Körbe auf den Vordertheil der Barke stellte, als begäbe er sich auf einen nahen Markt, bald mein Läufer mir wieder mit Safran Gesicht und Hände färbte, und bald ich mit einer großen Brille auf der Nase und einem Buche in den Händen mir das Ansehen eines chinesischen Philosophen gab und mich stellte, als lese ich aufmerksam und gravitätisch. Den 25. Oktober kamen wir zu Schiou-Kuang an. Um jene strenge Douane auszuweichen, stiegen mein Läufer und mein Mitbruder Augustin ans Land und begaben sich auf die andere Seite des Flußes, der dort eine große hölzerne Brücke hat, unter welcher die Barken jeden Morgen visirt werden. Dort miethete ersterer eine andere Barke für den folgenden Tag und sprach laut mit dem Lao-Pan derselben, damit es die Douaniers, die in der Nähe waren, hören konnten, und sagte ihm: Mein Lao-je, das heißt, Person von hohem Range, trinkt gegenwärtig in der Stadt Schiou-Kuang Wein, wird aber vielleicht diesen Abend oder spätestens morgen früh kommen, denn er muß sich sehr wichtiger Geschäfte wegen nach Han-Tscheu-Fu begeben. Da Alles so veranstaltet war, ließ er meinen Mitbruder Augustin auf der Barke und kehrte zurück, um mich auf den folgenden Morgen einzuschwärzen. Am Samstag, der wegen der Fürbitte der seligsten Jungfrau Maria ein Tag besonderer Gnaden ist, standen wir

vor Tagesanbruch auf; ich kleidete mich mit meinen gewöhnlichen Kleidern, zog aber darüber noch ein langes Oberkleid, Zia-Pao-ze genannt, an, das mir das Ansehen eines Lao-je gab. Bei der Morgendämmerung und dem Kanonenschusse, dem Zeichen, daß nun die Brücke für die Visite der durchfahrenden Schiffe geöffnet werde, gieng ich mit der Pfeife in der linken und dem Fächer in der rechten Hand einige Schritte hinter meinem Läufer her zu Lande an der Douane vorbei an die andere Seite des Flusses. Sobald dort dem Lao-Pan der andern, am Abend vorher gemietheten Barke, unsere Ankunft gemeldet wurde, kam er zu mir, grüßte mich ehrfurchtsvoll und schiffte mich mit dem Läufer ein. Mein Bruder Valentin war indessen auf der vorigen Barke am jenseitigen Ufer geblieben, und kam erst bei hellem Tage, nachdem er von der Douane visitirt worden war, mit unserm Gepäck über den Fluß zum Einschiffen zu uns. Wir versahen uns mit den nöthigen Lebensmitteln und setzten bald auf demselben Flusse, aber beruhigter als früher, unsere Reise fort. So hatten wir, nach 12 Tagen einer gefährlichen Reise, den 26. Okt., durch die Fürbitte der Mutter Gottes nicht mehr viel zu befürchten, daß man mich ferner als Fremden erkennen werde; denn von Schiou-Kuang an ist es sehr schwer, daß die Chinesen Europäer erkennen, weil sie, wie mich mein Läufer versicherte, keine Vorstellung mehr von einem europäischen Gesichte haben. So erkannten auch wirklich weder der Lao-Pan zu Schiou-Kuang noch die Schiffer der Barken, die wir zweimal wechselten, daß ich ein Fremder sei. Von besagtem Orte bis zur Stadt Han-Tscheu-Fu, wo ich gegenwärtig mit meinem Mitbruder Augustin wohne, brauchten wir noch eilf Tage und fuhren immer auf dem Fluße, drei Tage ausgenommen, wo wir über einige Berge reisten und uns der chinesischen Sänften bedienten.

In der Nähe des Flusses Phin-Sche, da unsere Barke längs dem Ufer hinfuhr, überfielen uns achtzehn Personen, die mein Läufer für Räuber hielt. Sie hielten die Barke plötzlich an und fielen, unter dem Vorwande uns zu visitiren, wie Wölfe über uns her. Drei stiegen in unsere kleine Barke herab, durchsuchten unsere Effekten, die andern spähten vom nahen Lande herab Alles aus. Mein Mitbruder Augustin erhob indessen die Stimme und fieng an sich heftig über ihr Benehmen zu beklagen. Und mein braver Paulus Tschien sagte: Nehmet euch wohl in Acht, „was ihr machet, und wisset, daß wenn wir nach euerer „Untersuchung finden, daß uns etwas fehlt, der Mandarin „dieses nahen Ortes, mein Freund, mir dafür Rechenschaft „geben wird."

Es gefiel Gott, daß diese Worte den Leuten Furcht einjagten, und sie uns in Frieden ließen und zu meinem Erstaunen wegen der uns verursachten Unannehmlichkeit sogar um Verzeihung baten. So setzten wir unsere Reise fort und kamen den 5. November in Han-Tscheu-Fu, einer Stadt in der Provinz Hu-Kuang, an, wo ich gegenwärtig mit meinem Bruder Augustin wohne. Ich ende diese kurze und einfache Erzählung, indem ich euch, meine lieben Mitbrüder! herzlich bitte, die oben ausgesprochene Absicht dieses Schreibens gütigst zu erfüllen.

Han-Tscheu-Fu, im Dezemb. 1839.

Absichtliche Aufreizung der Protestanten gegen die Katholiken.

Je näher der Augenblick herankommt, wo über das „Ultimatum" des aargauischen Gr. Raths von der Tagsatzung entschieden werden soll, desto heftiger wüthet der radikale Klubb gegen eine billige Entscheidung, und ist geschäftig, unter den Reformirten die konfessionelle Eifersucht und Zwietracht aufzustacheln. Der „schweiz. Republikaner" in Zürich, dieses bekannte Straußenblatt, welches vor zwei Jahren die 40,000 freien Bürger in Zürich so frech gehöhnt und allen christlichen Glauben verspottet hat, enthält einen Artikel, der in Frechheit und Wuth sich selbst überbietet. Er darf behaupten, es sei „von einer kirchlichen und politischen Gleichstellung der Reformirten mit den Katholiken keine Rede, die Reformirten seien im eidgenössischen Bunde nur Bastarde"; es sei ein „Dogma" der römischen Kirche, die protestantische „mit allen Mitteln der List und Gewalt zu unterdrücken!" Thatsache ist dagegen, daß die Katholiken, namentlich im Aargau, über beständige Anfeindungen ihrer Confession schon seit zehn Jahren Klage führen und um Sicherung ihrer religiösen Verhältnisse bitten und flehen, und fortwährend zu den Reformirten sagen: laßt uns in unsern religiösen Angelegenheiten unangefochten, wir werden uns in die eurigen nie einmischen, wie wir uns nie eingemischt haben.

„Und wie, sagt der „Republikaner" weiter, steht es mit uns Reformirten im eidgenössischen Bunde?" Antwort so: Der eidgenössische Bund gewährleistet weder, noch beeinträchtigt er die konfessionellreligiösen Verhältnisse, denn er erwähnt derselbe gar nicht, also stehen die Katholiken und Reformirten ganz gleich vor dem Bunde.

„Aber, sagt der „Republ.", in keinem einzigen katholischen Kanton ist das Prinzip der Glaubensfreiheit gewährleistet, in keinem einzigen ist den Reformirten das Recht der freien Ausübung ihres Glaubensbekenntnisses und Gottesdienstes gewährleistet." Die Wahrheit ist: wo immer protestantische Landestheile katholischen Kantonen zugefallen sind, wie in Solothurn und Freiburg, da sind die Reformirten so frei, wie sie es in protestantischen Kantonen nicht einmal sind, wo aber im Gegentheil Katholiken zu prote-

stantischen Kantonen geschlagen wurden, z. B. in Genf und Waadt, da sind die Katholiken immer mit Mißtrauen beobachtet, die Erlasse ihrer Oberhirten der Censur der protestantischen Behörden unterworfen, in der Anstellung der Geistlichen gehemmt; in Bern läßt die protestantische Regierung katholische Missionäre über die Grenzen instradiren, obschon selbst der Bericht ihres Statthalters das Zeugniß ablegt, daß dazu gar keine Veranlassung, daß weder Ruhestörung noch Aufreizung stattgefunden. Und wie bitter lauten die Klagen aus dem Aargau, wo die Hälfte des Kantons katholisch ist? Und will nicht in St. Gallen die reformirte Minderheit der katholischen Mehrheit immer das Gesetz in religiösen Dingen machen? Wo dagegen der katholische Cultus in protestantischen Orten nur geduldet ist, da geschah solches nicht so fast aus Rücksicht für die Katholiken, sondern aus Nothwendigkeit, weil die Zahl der katholischen Einsaßen sich bedeutend mehrte, und sie den Protestanten selbst unentbehrlich wurden. Mit Ausnahme derjenigen von Neuenburg kann sich keine einzige protestantische Regierung rühmen, daß sie dannzumal gegen den tolerirten katholischen Cultus so freisinnig sich benehme, wie solches z. B. in Luzern und Freiburg gegen den protestantischen Cultus geschieht, wo sich Niemand darum kümmert, ob der Pfarrer oder ein Vikar ihnen predige, während dagegen in Schaffhausen ausdrücklich verordnet ist, daß in der dortigen katholischen Kirche ein katholischer Geistlicher ohne das Plazet der obersten Landesbehörde nicht einmal privatim Messe lesen darf! Und die Verfolgungen in Glarus!!

„In den meisten katholischen Kantonen ist den Reformirten die Erwerbung des Bürgerrechts rein unmöglich", sagt der Republikaner. Thatsache ist, daß dem Professor Schönlein in Zürich das Bürgerrecht verweigert wurde, weil er Katholik war; der berühmte Haller verlor in Bern sein Bürgerrecht, weil er katholisch wurde.

„Auf die Ehe der Katholiken mit Reformirten, sagt der Republikaner, hat die römische Kirche den Fluch gelegt und die Kinder für illegitim und Bastarde erklärt." Ist lauter Lüge und kein wahres Wort daran. Er zieht daraus den Schluß: „Ist da nur ein Schatten der Gleichstellung mit den Katholiken? Das sind die Folgen des abscheulichen römischen Dogma's, daß die Protestanten eine verworfene, recht- und ehrlose Sekte seien." Das ist weder Lehre, noch Dogma der römischen Kirche. Endlich schließt er mit der furibunden Aufforderung der Reformirten überhaupt, derjenigen in Zürich insbesondere: „Nicht ohne eure Schuld sind euere Glaubensgenossen in diese gefahrvolle Lage (ist das eine Gefahr, daß die Klöster und die Katholiken unangefochten gelassen werden sollen?) gerathen. Ihr müßtet das Andenken an euern Zwingli aus euern Herzen vertilgen, ihr müßtet zusammenschauern, so oft ihr an der Stelle vorbeigeht, wo er für seinen Glauben starb, wenn das Votum euerer Gesandtschaft euer Wille wäre; sendet eine Deputation an die Tagsatzung, um zu erklären, daß das Land, worin Zwingli die reformirte Kirche stiftete, sich mit der Sünde nicht beflecken könne, hülflos seine Glaubensgenossen unterdrücken zu lassen ꝛc." So will dasselbe Blatt dieselben Reformirten gegen die Katholiken aufstacheln, welches vor zwei Jahren an der Zerstörung ihres Glaubens sich fast zu Tod gearbeitet hat; gegen die Katholiken, welche zur aargauischen Regierung nichts sagen als: raubt uns unser Hab und Gut nicht, zerstört uns unsere klösterlichen Institutionen nicht, gefährdet und hemmt uns in unserer Religionslehre nicht, beeinträchtiget uns in der freien Ausübung unserer Religion nicht, laßt uns sein, was wir gewesen, als wir mit euch in einen Kanton zusammen verbunden wurden, raubet uns das nicht, was jedem Menschen das Heiligste ist, die freie religiöse Ueberzeugung.

Den Katholiken dieses Begehren verweigern, wäre die nackteste Erklärung von Seite der Reformirten: Mit dem Raub der katholischen Klöster wollen wir uns sättigen, und haben wir auch im eidgenössischen Bunde in den klarsten und bestimmtesten Worten ihre Existenz garantirt und darauf einen Eid geschworen, dennoch sollen sie nicht existiren, wir halten den Katholiken weder Versprechen noch Eid. Es wäre die nackteste Erklärung: Wie bestimmt auch den Katholiken Gewissensfreiheit und freie Religionsübung gesichert ist, und wie gewissenhaft auch sie uns dieselbe gewähren, dennoch gewähren wir sie ihnen nicht; lieber halten wir mit Juden und Heiden, selbst mit Ungläubigen zusammen, als daß wir den Katholiken Freiheit gönnen wollen. Mögen also die Protestanten mit Hinblick auf die möglichen Folgen bedenken, ob sie diesen treulosen Aufreizungen Gehör schenken; ihre Schuld mag es wohl sein, daß die ganze einfache Angelegenheit eine so schwierige geworden, daß sie nicht lange schon abgethan ist; denn es handelt sich nur darum: wollen wir halten, was wir versprochen, wollen wir gewähren, was wir auch verlangen. Wäre bei ihnen Treue und ein sicheres Wort, schon längst wäre die ganze Sache abgethan und der Friede hergestellt. Aus dem Kriegsgeschrei im Lager der Gegner mögen aber die Katholiken ihrerseits erkennen, wie nahe die Pflicht der Theilnahme am Schicksal ihrer leidenden Mitbrüder im Aargau sie angeht, und was diese Pflicht von ihnen erheischt.

Kirchliche Nachrichten.

Luzern. Es war zum voraus zu erwarten, daß Hr. Pfarrer Huber in Uffikon scharf werde beobachtet und jeder Anlaß benützt werden, um dessen Wiedereinsetzung hämisch zu tadeln. Daß die Radikalen gelegentlich noch etwas wei-

ter gehen und zu schlechten Mitteln greifen würden, kann nur den befremden, welcher diese Partei und ihre Natur nicht kennt; daß sie aber nicht von ihrer Art lassen können und nicht wollen, davon liefert das „Solothurner-Blatt" in Nro. 56 den Beweis, worin gesagt ist: „Uffikon. Das „erste Müsterchen unsers wiedereingesetzten Pfarrers Huber „führte derselbe in der Schule vor den Kindern auf. Die „abgetretene Regierung oder Schulbehörde hatte jeder Pri„mar- und Sekundarschule des Kantons das lithographirte „Bildniß des um das Schulwesen hochverdienten Schult„heißen Eduard Pfyffer sel. geschenkt und in Rahmen und „Glas in den Schulstuben aufhängen lassen. Als nun Pfar„rer Huber letzter Tage zum erstenmal die Schule besuchte, „mußten die Kinder mit ihm ein Gebet verrichten. Wäh„rend desselben erblickte er das Bildniß des Hrn. Eduard „Pfyffer, ergrimmte, sprang auf dasselbe los, riß es von „der Wand, warf es auf den Boden und zerschlug es in „Stücke. Ist das nicht brav?! Die Kinder weinten bitter„lich ob dem Spektakel. Das verwüstete Bildniß blickte „lieblich und lächelnd in seiner ruhigen Seelenkrankheit zu „dem von Grimm gerötheten Antlitz des Hrn. Pfarrers „hinauf." Dem entgegen ist der wahre Sachverhalt folgender: Vor einiger Zeit begab sich Hr. Pfarrer Huber am Donnerstag in die Schule, um die an diesem Tage übliche Christenlehre zu halten. Nach vollendetem Gebete, womit der Unterricht jedesmal eröffnet wird, bemerkte Hr. Pfarrer Huber an der Wand Eduard Pfyffers Bildniß, welches der abgetretene Erziehungsrath in den Schulen als Gegenstand der Verehrung hatte aufhängen lassen. Herr Pfarrer Huber, der eben kein sonderlicher Verehrer des zur Verehrung Ausgestellten ist und sein Wirken kennt, gieng ruhigen Schrittes auf das Bildniß zu, löste es sanft ab, stellte es sorgsam und unversehrt neben das Schreibpult hin, mit den Worten: „Dieses Bildniß ist nun lange „genug hier gehangen, wir wollen es einmal von diesem „Platze wegnehmen." Die Kinder verhielten sich dabei ganz ruhig, und gaben ihre freudige Theilnahme durch ein stilles Lächeln zu erkennen. — Dies der Thatbestand. Wer bedenkt, daß Eduard Pfyffer die Seele aller jener gegen die Kirche besonders in den Jahren 1833 und 1834 gemachten Machinationen war (in welche Zeit gerade die widerrechtliche Absetzung des Hrn. Pfarrers Huber, die Badenerkonferenz, die große Aenderung an der Lehranstalt in Luzern ꝛc. fiel); wer bedenkt, daß derselbe Eduard Pfyffer die Schule in jenen bedauerlichen Zustand zu bringen suchte, wo sie nur der Kampfplatz gegen die Kirche sein sollte, in einen Zustand, aus dem sie sich nur mit großer Mühe wieder wird herausheben lassen, der wird sich nicht verwundern, daß dieser verkehrte Mann den Kindern jetzt nicht mehr als ein Gegenstand besonderer Verehrung hingestellt wird, sondern eher darüber, daß die Entfernung dieses Bildes nicht schon überall geschehen ist; noch besser würde man in denselben Rahmen das Bild eines Heiligen, z. B. des heil. Josephus Calasanktius legen, aus dessen Leben den Kindern sich zwar nichts von Gourmandise, List und Kniffen, und Feindseligkeiten gegen die Kirche Gottes erzählen ließe, wohl aber vieles von seinem heiligen und mustervollen Leben, und namentlich daß er der Stifter eines eigenen Ordens von Schullehrern und Stifter der Armenschulen gewesen und sich während seines langen Lebens immer sehr eifrig der armen Kinder angenommen habe.

Der „Eidgenosse" spricht von diesem Vorfalle weit gemäßigter als das „Sol.-Blatt", aber mit bestimmterer Beziehung auf den Regierungsbeschluß. In weit gehäßigerer Form knüpft er daran eine andere Erzählung: Hr. Pfr. Huber habe, nachdem er einem Kranken die hl. Sterbsakramente gereicht, dem Sigrist das hl. Sakrament zurückzutragen übergeben ꝛc. Die Wahrheit ist hier die: Hr. Pfr. Huber reichte einem Kranken das hl. Sakrament, nahm nur Eine heilige Hostie mit, wickelte die Burse nach geschehener Spendung in den Chorrock ein und übergab so die leere Burse dem Sigrist zum Zurücktragen. Hier muß bemerkt werden, daß dieser Gebrauch in jener Gegend nicht selten ist, wir kennen auch andere Geistliche, die dasselbe gethan haben. Was man also an andern Geistlichen nicht tadelnswerth gefunden, darüber sollte man bei Hrn. Huber nicht ein solches Zettergeschrei erheben. Wir wollen den Gebrauch gar nicht in Schutz nehmen, und können kaum begreifen, wie ein solcher Verstoß gegen die schuldige Ehrfurcht in jener Regiunkel sich hat einschleichen können, daß man ihn gar nicht mehr als solchen betrachtet hat. Es ist nun zu erwarten, daß der Mißbrauch, weil er an Hrn. Pfarrer Huber Anstoß erweckt hat, allgemein werde beseitigt werden. Alsdann hätte der Verstoß des Einen sein Gutes für Alle.

Solothurn. Hr. Pater Beda von Mariastein ist wegen Abhaltung einer Charfreitagspredigt vom Obergericht zu einer Strafe von 60 Schweizerfranken verurtheilt worden.

Wallis. Im Gr. Rathe wurde der Antrag gestellt, bedeutende in der Gemeinde Gradetsch liegende Grundstücke zu öffentlichem Verkauf auszubieten und es waren zahlreiche Käufer aus den Nachbarkantonen Waadt und Genf, und unter diesen auch ein gewisser Hr. Raby zu solchem Kauf bereit. Der Unterzeichnete verlangte auf diesen Antrag Auskunft, ob die Käufer Katholiken oder Protestanten seien. An dieser Frage nahm der „Fédéral" von Genf mächtigen Anstoß und warf dem Kanton Wallis die auch aus protestantischen Kantonen erhaltenen Unterstützungen in Wassernöthen vor. Das „Echo des Alpes" sucht den ungehaltenen Genfer mit einem höhnenden Ausfall auf den Unterzeichneten zu trö-

sten, der ja nur lächerliches Zeug geredet habe, das in die Jahrhunderte des finstern Mittelalters gehöre und auf das Niemand geachtet habe. Dem Echo d. A. soll unbenommen bleiben, die Einfrage in seiner Weise zu beurtheilen; aber eben so wenig läßt der Unterzeichnete sich benehmen, seine Einfrage mit Gründen zu unterstützen, die aus dem Verhältniß des Katholizismus und des Protestantismus sich selbst ergeben und sich in folgende zusammenfassen lassen: Der Protestantismus gieng erst 15 Jahrhunderte nach Christus von Männern aus, die zur Auflehnung gegen die von Christus gestiftete Kirche und zur Verkehrung der von ihm gelehrten und seiner Kirche anvertrauten Lehre weder von Christus noch auch von dem sichtbaren Oberhaupte der Kirche bevollmächtigt sich ausweisen konnten. Jene Kirche, welche die Katholiken nach der Anweisung des Apostels Paulus ehren als eine Säule und Grundveste der Wahrheit, die da glänzet durch das Zeugniß von tausend und tausend Blutzeugen, und der Christus die Gabe der Wunder anvertraute mit den Worten: die Meinigen werden die Wunder thun, die ich gethan und noch größere — diese glorwürdige Kirche beschimpfen die Protestanten als die babylonische H .... Die Kirche, welcher der unwandelbare Geist der Wahrheit beisteht, deren Lehre nie ändert, und die Christus befohlen hat zu hören, wenn wir nicht wie Heiden und öffentliche Sünder wollen gehalten werden, deren Lehre von einem Ende der Welt zum andern ertönet, — diese Kirche, lehren die Protestanten, nicht zu hören, sondern ein Jeder habe nur sich selbst und seinen Eingebungen zu folgen. Statt der Kirche, bei welcher der Geist der Wahrheit ewig bleibt, hören die Protestanten die Bibel, von der sie nicht beweisen können, daß sie auf Eingebung Gottes geschrieben, daß sie unverfälscht, welche Bücher kanonisch sind, die sie nicht blos willkürlich deuten und auslegen, sondern deren bestimmtem Wortsinn sie geradezu entgegenhandeln, indem sie z. B. statt des Sabbats den Sonntag feiern, das Fleisch und Blut des Erwürgten oder Erstickten essen und trinken ꝛc. Den heil. Petrus und dessen Nachfolger, dem das Wort des Erlösers gesprochen wurde: Du bist der Felsen, und auf diesen Felsen will ich meine Kirche bauen, die Pforten der Hölle sollen sie nicht überwältigen; weide meine Lämmer, weide meine Schafe; dir übergebe ich die Schlüssel des Himmelreiches; was du auf Erden binden wirst, soll im Himmel gebunden, was du auf Erden lösen wirst, soll im Himmel gelöset sein; für den Christus gebeten, daß sein Glaube nicht wanke und der seine Brüder stärken soll, den also die Katholiken als das wahre Oberhaupt der Kirche, als den Stellvertreter Christi auf Erden verehren, den beschimpfen die Protestanten als den Antichrist, und ergehen sich am liebsten in Ausfällen auf das den Katholiken so ehrwürdige Kirchenoberhaupt. Die Katholiken verehren ganz besonders die Mutter des göttlichen Heilandes, die Gott selbst durch seine Engel als die Gebenedeite unter den Weibern begrüßt, die der Heiland selbst bis zu seinem letzten Augenblick mit der zärtlichsten Liebe beehrt, die Protestanten dagegen entehren sie, und verargen den Katholiken das Gebet um ihre Fürbitte, deren Wirkung sich so offenbar erweiset, während sie dagegen wohl die Mutter oder Gemahlin eines Landesfürsten ehren. Die Protestanten ärgern sich, daß die Katholiken sich mit dem Kreuzeszeichen bezeichnen, das schon in der allerältesten Kirche vielleicht wohl so häufig im Gebrauch war als dermalen bei den Katholiken, das immer ein Symbol des Glaubens an den Kreuzestod Jesu und unsere Erlösung durch ihn war. Die Protestanten beschimpfen die Katholiken als Heiligenanbeter und abergläubische Reliquienhändler, weil sie jene Personen verehren, die Gott geehrt hat, und ihre Ueberbleibsel in Achtung haben, die im Leben das Werkzeug einer Seele zum Guten gewesen waren, während die Protestanten Männer ehren, ihnen Denkmale setzen, ihre Ueberbleibsel um theuren Preis kaufen und sorgfältig aufbehalten, die doch die Welt nur mit Mord und Brand erfüllt, mit Blut befleckt und mit grausamen Gewaltthaten heimgesucht haben. *) —

Weil nun aber die Protestanten in so wesentlichen, ja in den wesentlichsten Punkten des Christenthums der uralten Lehre der Katholiken geradezu widerstreiten, die religiöse Einheit und Uebereinstimmung, welche die Grundlage und wesentlichste Bedingung zum Frieden auch in politischen und familiären Beziehungen ist, mit den Katholiken nicht gemein haben, deshalb erachtete ich mich in meiner Stellung als Mitglied des Gr. Rathes zu der Frage verpflichtet, ob Hr. Raby und seine Gesellschafter Katholiken oder Pro-

) Ja hiemit nicht zufrieden, haben sie in allerneuester Zeit sogar mit Holz einen Reliquienhandel angefangen, wie folgendes Aktenstück lehrt, das wir im „allgemeinen Anzeiger der Deutschen“ No. 210 vom 5. August 1841 lesen, und das folgendermaßen lautet: „Nachricht, die Luthersbuche betreffend. „Die allbekannte, heilig gehaltene Luthersbuche) bei Alten„stein und Steinbach (in Sachsen) ist den 18. Juli d. J. durch „den orkanischen Sturmwind, während der Sonnenfinsterniß, „bis auf einen Stamm von 8 Fuß Höhe und mit noch einem „einzigen Ast versehen, umgebrochen worden. Das Holz „und Reisig davon (3 1/4 Klafter Holz und 1 1/2 Mandel Reisig) „ist der Kirche in Steinbach geschenkt worden, allwo es heilig „aufbewahrt wird. Freunde und Verehrer des hei„ligen Baumes können, gegen eine Vergütung an die „Kirche, von diesem Holze ꝛc. Andenken erhalten, „wenn sie sich in frankirten Briefen an den Unterzeichneten „wenden, welcher eines Jeden Wunsch möglichst zu erfüllen „suchen wird. Steinbach, beim Bade Liebenstein, den 27. Juli „1841. J. C. Ortmann, Pfarrer.“ Anm. der Redakt.

*) Unter welcher Dr. Martin Luther 1521 ruhte, ehe er die Wartburg bezog

testanten seien. Denn solche Abweichungen, ja Widersprüche der Gemüther in den Grundwahrheiten der Religion müßten, wie es auch die Erfahrung lehrt, nothwendig eines der zwei Uebel bei gemischtem Zusammenleben zur Folge haben, entweder fortwährende Reibung und Spannung, oder, was noch verderblicher ist, sträfliche Gleichgültigkeit und Leichtsinn in religiösen Dingen. Beiden Uebelständen glaubte ich, sollte vorgebogen werden und zwar dadurch, daß eine Vermischung zeitig genug verhindert würde. Möge dann Jeder seinen Weg gehen, Jeder seinem Glauben und seiner freien Ueberzeugung zugethan bleiben, entweder an der faden Aufklärung arbeitend, oder treu dem alten Glauben, den uns Christus gelehrt und seine uralte und doch nicht alternde Kirche uns erhält, und dem ich mit ganzem Herzen zugethan bin, in dem ich leben und mit Gottes Gnade sterben will. Meine Anfrage hatte nicht Haß oder Abneigung gegen die Protestanten zum Grund, die ich vielmehr ehre, schätze und liebe als Mitmenschen, als Ebenbilder Gottes, als unsere, wiewohl irrenden Mitbrüder in Christo, überdies als gemeinsame Eides- und Bundesgenossen, und denen ich für die den wasserbeschädigten Wallisern erwiesenen Wohlthaten dankbar bin, obschon ich deren für mich weder verlangt noch erlangt habe. In religiösen Dingen aber werde ich gegen eine Vermischung so lange sprechen, als mir Ruhe und Friede einerseits, der geoffenbarte wahre Glaube anderseits am Herzen liegen. Mit liebevollem und christlichem Herzen empfehle ich übrigens Katholiken und Protestanten der Gnade Desjenigen, der da ist das Licht, welches alle Menschen erleuchtet, die in diese Welt kommen und sich von ihm erleuchten lassen.

Brigerbad den 11. Jänner 1841. *)

Joh. Jos. Jossen.

St. Gallen. Die neue Verordnung des katholischen Großrathskollegiums über die Frauenklöster macht es diesen zur Obliegenheit, sich nach Maßgabe ihres Vermögens, ihrer örtlichen und persönlichen Verhältnisse, jedoch ihren Ordenspflichten unbeschadet, gemeinnützig zu machen. Dieses soll geschehen entweder durch Errichtung von höhern Mädchenschulen, oder durch Konvikte mit Schulunterricht für Töchter aus den Landgemeinden, oder endlich durch Arbeitsschulen für die nächstgelegenen Schulkreise. Jene Klöster, welche sich zu einer solchen Leistung nicht verstehen würden, hätten ferner noch einen billigen Geldbeitrag zu Gunsten des weiblichen Erziehungswesens zu leisten. Um nun für jedes einzelne Kloster die seiner Lage und seinen Verhältnissen und Kräften angemessene Leistung auszumitteln, hat sowohl der Administrationsrath als der Erziehungrath aus ihrer Mitte ein Mitglied bezeichnet, welche gemeinsam alle Frauenklöster zu besuchen, ihre diesfälligen Anerbietungen zu vernehmen, sodann an Ort und Stelle selbst jene Ausmittelung zu pflegen und sachgemäße Anträge an ihre delegirenden Behörden zu bringen haben. Die Herren Bezirksammann Saylern und Pfarrer Greith wurden hiefür abgeordnet.

Baiern. Am 10. dies Abends brachten die Zöglinge der k. Studienanstalt zu St. Stephan in Augsburg ihrem zu einer andern Wirksamkeit abberufenen Rektor, dem hochw. P. Benedikt Richter aus dem Stifte Rhaygern in Mähren, einen glänzenden Fackelzug, um den verdienstvollen Mann würdig zu ehren, mit dem noch 4 Benediktiner nach Oestreich zurückzogen.

— Der selige Bischof Schwäbl in Regensburg hat durch sein Testament dem gesammten katholischen Klerus ein Beispiel gegeben, und sich selbst ein unvergängliches Denkmal gesetzt. Zu seinen Haupterben setzte er ein: 1) die kranke Diöcesanhülfsgeistlichkeit, welche aus diesem Fonds unterstützt werden soll, mit der Bedingniß, daß der unterstützte Priester eine oder zwei heilige Messen für den Stifter lese. 2) Die hiesige Domprähende, zur Erweiterung derselben. Es ist dies Institut für arme Studirende bestimmt, welche umsonst unterhalten und gekleidet werden, und dafür den Domchor versehen müssen. Diese Jünglinge leisten gewöhnlich in der Musik sehr viel, und es sind immer ausgezeichnete Talente unter denselben. Für seine Dienstboten bestimmte er eigene Legate, doch nur so, daß sie die Zinsen davon genießen; bei ihrem Absterben fallen die Kapitalien dem Kranken- und Waisenhause in Regensburg anheim. Seine Anverwandten erhalten eine nur unbedeutende Summe. Noch vor ungefähr acht Wochen hatte er eine Schankung inter vivos von 20,000 fl. für ein Priestercorrectionshaus gemacht, sowie 2000 fl. für den zweiten Seminarcursus hergegeben. Gehet nun hin und thuet für die Kirche desgleichen.

Preußen. Die falschen Ausstreuungen der preußischen Beamtenwelt und des Kölner-Domkapitels, als wäre der Erzbischof Clemens August ein Mann ohne Liebe und Zuneigung im Volke, werden durch fortlaufende Thatsachen widerlegt. Bei seiner Ankunft in Marienloh, wo er die nahe Heilquelle benützt, wetteiferte alles Volk, ihm den Empfang freudenvoll zu machen: Husarengeleite, Glockengeläute, Jubelruf, das Darbringen eines Bechers durch unschuldige Kindeshand, waren Zeichen außerordentlicher Theilnahme. Der Erzbischof besuchte den kränkelnden Bischof Ledebur in Paderborn. Obwohl er im Stillen dorthin hatte reisen wollen, waren doch schon alle Straßen vom Detmolder-Thore bis zur Wohnung des Bischofes mit Triumphbogen und Laubwerk festlichst geschmückt. Der Jubelruf der Menge wetteiferte mit dem Geläute der Glocken. Der kränkelnde Bischof gieng, geführt von seinem geistlichen Rathe, dem Erzbischof vor die Thüre entgegen. 200 Bürger von Paderborn veranstalteten dem sogleich wieder nach Marienloh zurückgekehrten Erzbischof einen glänzenden Fackelzug, unter Musikbegleitung, umgeben von 2—3000 Zuschauern. Eine Cantate wurde von zahlreichem Sängerchor aufgeführt. Mit einem Wort, alles Volk wetteifert, den ausgezeichneten Kirchenprälaten nach Verdienen zu ehren.

*) Die Veröffentlichung dieser Gegenerklärung wurde aus Mangel an Gelegenheit so lange verspätet.

Literarische Anzeige.

Bei **Fr. Pustet** in Regensburg sind erschienen und durch Gebrüder Räber zu beziehen:

Die Verehrung des heil. Aloisius von Gonzaga. Ein Lehr- und Gebetbüchlein für alle Christen von M. Sintzel. 1841.

Dieses Gebetbüchlein eignet sich besonders für die Jugend; es enthält eine Lebensgeschichte des hl. Aloisius und Ermahnungen, und empfiehlt den Heiligen als Vorbild und Schutzheiligen; nach den gewöhnlichen Gebeten folgt die 6sonntägliche Andacht und die Tagzeiten zum hl. Aloisius; zum Schluße einige andere Gebete und geistliche Gesänge von und zu verschiedenen Heiligen. Ein entsprechender Kupferstich stellt den hl. Aloisius dar. Ein reiner, frommer und andachtsvoller Geist durchdringt dieses Gebetbüchlein.

Worte tiefer Beherzigung, besonders für das liebe Landvolk, in der Form eines Gespräches, von A. F., Hülfspriester. 1841.

In einem Gespräche zwischen mehrern Personen zeigt der Verfasser vorerst die Nothwendigkeit der Gottesfurcht und insbesondere die strenge Pflicht der Gerechtigkeit und der Größe der Sünde des Betruges gegen Andere, worauf ein Meßgebet folgt.